

Inklusives Musizieren ein Leben lang – ein bildungspolitischer Auftrag

Statement zur 19. Fachtagung für Inklusives Musizieren 18. Oktober 2024

Helga Neira Zugasty

Die Intention unseres Teams für diese Tagung war eigentlich eine ganz einfache: aufzeigen und Beispiele bringen, dass gemeinsames Musik machen und Musikmachen- lernen für Menschen mit und ohne Behinderung in allen Lebensaltern mit Freude praktiziert werden kann.

Es war uns auch klar, dass diese musikalischen Praktiken weit über die eigentliche Zielgruppe, die sie ausübt, in der Gesellschaft bildungspolitische Wirkung haben können und haben sollten.

Dafür gälte es meines Erachtens nach Begriffe zu klären, Fragen zu stellen, Bezügen zu unterschiedlichen Disziplinen nachzugehen und einiges mehr. Also stellt sich unsere einfache Intention zunehmend als ziemlich komplexes Unterfangen heraus.

Zum ersten Anspruch – Möglichkeiten anbieten, anregen... haben wir in den 18 vorangegangenen Tagungen einige Vorarbeit geleistet, indem wir spezifische Angebote erstellten für das Musizieren von Menschen mit besonderen Lernbedingungen im Zusammenspiel mit, wie es korrekt heißt, neurotypischen Musikern und Musikerinnen: da waren zum Beispiel Schwerpunkte wie Autismusspektrum, Hörbehinderung, spezifischer Instrumentenbau, immer mit Bezug auf Didaktik. Auch für die zweite Bedeutung, die in diesem Thema steckt, bieten wir inzwischen einige Erfahrungswerte an: in den inklusiv geführten Ensembles der mdw zeigt sich nun schon über mehr als 10 Jahre, dass eine Reihe von Musikern und Musikerinnen mit Behinderung seit ihrer Gründung fester Bestandteil der Gruppe sind, dass diese Gemeinschaften als wichtiger Fixpunkt für ihr Bedürfnis nach kreativem Gestalten ihr Leben begleiten. Die Fluktuation bei den Mitgliedern ohne Einschränkungen ist bei vielen inklusiven Ensembles weitaus größer und spiegelt so doch in gewissem Sinne auch das allgemeine Bewusstsein für Gleichstellung wider.

Also zu den Fragen:

Warum ist es so schwierig für die schon gut gelingenden inklusiven musikalischen Praktiken einen allgemein zugänglichen Überblick zu schaffen, oder - ein selbstverständliches Mitplanen der erforderlichen Ressourcen zu erreichen, u.a.m und so einen Nährboden zu gewinnen für eine neue sich gegenseitig bereichernde Musikkultur?

Einen ersten Schritt in diese Richtung haben wir als **Interessensgemeinschaft für Inklusive Musik Österreich** schon getan, indem wir die Plattform IGMI gegründet haben. Sie ist mit ihrer Grundsatzklärung seit 2022 beim Österreichischen Musikrat als Mitglied vertreten. Mit dieser Referenz konnten wir

Inklusion als Arbeitsbereich in die Kunst – und Kulturstrategie des Staates einbringen. IGMI versteht sich nicht nur als Statement, sondern hat als Plattform auch die Funktion des Sammels und Vernetzens und Mitwirkens. IGMI arbeitet inzwischen in allen neun Bundesländern.

Ein weiterer Faktor macht die Etablierung inklusiven Musizierens in der Bildungs-Kulturszene nicht einfacher, weil wir unsere Anliegen nicht unter der Etikette klarer Begrifflichkeiten anbieten. Es fragt sich: Wer versteht was unter Inklusion in zwei Interpretationen als engem und weitem Begriff? Unter Integration? - also jenem Begriff der im Schulorganisationsgesetz für Kinder mit Behinderung steht, aber auch Integration im Sinne des Staatssekretariats für Integration, das sich für Migrationsfragen zuständig sieht, wer vertritt welche musikästhetischen Vorstellungen und vieles andere mehr, wenn Menschen mit ganz unterschiedlichen Zugängen und Voraussetzungen gemeinsam musikalische Ereignisse gestalten?

Wenn alle dasselbe wollen, wozu dann mehrere Begriffe?

Oder wäre es klug, klare Schwerpunkte zu differenzieren, aus denen sich eine gemeinsame Schnittmenge herauskristallisieren könnte, in der Synergien aus dem gesamten Potenzial der Musikszene in seiner Vielfalt entstehen können für das gemeinsame Anliegen, nämlich einer teilhabegerechten neuen Musikkultur? Und da ist nicht nur das Potenzial der musizierenden Menschen gemeint, sondern das der Gesellschaft aus der heraus dieses Potenzial sich überhaupt generiert.

Von außen betrachtet ergibt sich momentan schnell ein Bild der Beliebigkeit. Es ist kein markanter Unterschied im Musikgeschehen bemerkbar oder Fortschritt – also Fortschreiten, abgehen von Strukturen, die für die notwendigen Veränderungen zur gesellschaftlichen Verwirklichung des Anliegens nicht mehr ganz geeignet sind.

Einen gemeinsamen Weg im Spannungsfeld zwischen Anspruch und Realisation, und ein flexibles Konzept zu finden, wie das Kollege Göllner vorige Woche in Linz sagte, wäre wichtig.

Ausschlaggebend und richtungsweisend für mich ist der Auftrag der Konvention über die Rechte von Menschen mit Behinderung, die im Artikel 30, beispielsweise unter Punkt 2 wo es darum geht, das künstlerische Potenzial zu nutzen für sich und für die Gesellschaft. Da ist keine Gruppe, keine Altersgruppe ausgeschlossen.

Für diese Veränderungskraft war ja auch die UNBRKV erkämpft worden und wie wir erleben, ist es immer noch notwendig auf die Bedarfe dieses Teils der Bevölkerung besonders genau zu achten.

Unter welchen Formaten auch immer diese Entwicklung geschieht, muss klar sein, dass ein solcher Wandel in Bezug auf eine teilhabegerechte Musikkultur Ressourcen braucht, beispielsweise wie sie performancemäßig das Konzerthaus, bildungsmäßig die Musikschulen Wiens und ausbildungsmäßig die mdw für die inklusiven Ensembles zur Verfügung stellen

Sie bieten praktisches Rüstzeug für eine Beziehungsgestaltung durch musikalische Ereignisse für Menschen mit und ohne Behinderung in unserer Gesellschaft. Offenheit für das breite Potenzial macht den Blick frei für Formen und Klänge, die wir uns derzeit gar nicht vorstellen können, in denen

lebensbegleitend, gemeinsames musikalisches Gestalten gelingt. Euch allen danke ich von Herzen dafür.

Dieses Gelingen braucht Vielfalt. Nur durch die in der Gesellschaft wahrgenommene, aus ihr kommende und gelebte Vielfalt von Formaten kann das Musikleben aller zukunftsfähig und nachhaltig veränderungsfähig sein, bzw. werden. Konkurrierende Vorgangsweisen gehen einen destruktiven Weg des Ausschließens und Energieverschleuderns. Es muss den Kulturverantwortlichen in den jeweiligen Institutionen auch klar sein, dass sie sich nicht auf einzelne Best Practice einschließen können und in derselben Weise weiter machen wie bisher ohne einer systemischen Öffnung für die vorhandene Vielfalt Raum zu geben: in der Bildung, in der Performancekultur, in den Ausbildungen.

Wenn wir eine derartige Transformation anstreben – also zwei oder mehrere bisher weitgehend separiert gesehene Musikkulturen – eine inklusive, teilhabegerechte und eine traditionell schon von den musikästhetischen Ansprüchen her exklusive Musikkultur – wenn wir hier einen Wandel erreichen wollen, dann müssen wir uns, egal wer, wo, wie viele, am besten sehr viele kleine Gruppen offen, vorbehaltlos einigermaßen Klarheit über den jeweiligen Istzustand verschaffen.

Da sind wir wieder bei generellen und spezifischen Fragen, die ich anfangs angesprochen habe – worin bestehen die Hindernisse im Kleinen, wie im Ganzen? Wer hat vom Beharrungsmoment Vorteile, wer Nachteile? Warum ist der Anteil aktiv musizierender Menschen so klein in unserer Gesellschaft und innerhalb dieses Anteils jener von Menschen mit Behinderung noch viel kleiner. Musik erschallt allorts, es gibt sie, sie ist da, gewollt oder unerwünscht. Aber warum ist die Freude am selber Musik machen nicht gleich intensiv da, wenn doch jedes Kind mit der Ausstattung dafür auf die Welt kommt?

Warum ist im Bildungswesen der Stellenwert von kreativen künstlerischen Fächern derzeit so marginalisiert, welche Werte sind mittlerweile so wichtig geworden, dass die Förderung der wichtigsten Überlebenskompetenz, nämlich die Kreativität, gerade noch Erwähnung, aber keine Bedeutung mehr hat?

Viele Fragen, deren Beantwortung aber Voraussetzung ist, dass der Boden aufbereitet wird, um überhaupt die Einsicht zu gewinnen, dass ein Wandel als wichtig erkannt wird.

Der zweite Schritt richtet sich auf die Vision. Die wurde ja mehrfach schon angesprochen – teilhabegerechte Musikkultur, eben auch eine solche Musikkultur, die durch Menschen mit Behinderung entsteht. Sie soll als gesellschaftlich wertvolles Gut erfahrbar und für alle erreichbar sein – in vielfältigen Ausprägungen ein Leben lang.

Wir sind heute hier versammelt um auf dem Weg zu einer musikkulturellen Transformation unser Wissen zu erweitern, den Blick auf Zusammenhänge zu schärfen. Welche Wissenschaftsbereiche bieten uns Erkenntnisse über jene Faktoren, die jetzt unseren Istzustand mitbestimmen, seien es

Organisationsstrukturen, die es zu durchschauen gilt, Finanzierungsmodelle, die angepasst werden sollten, aktuelle gesellschaftliche Strömungen, wo wahrzuhaben ist, in welchen Dynamiken sie driften.

Denn auch das Wissen über die Ziele, die wir in naher Zeit oder auf länger hinaus erreichen wollen, braucht ehrliche Analyse, damit eben gerade nicht Überforderung oder Beliebigkeit den Blick auf die Vision verstellen. Haben wir die Bereitschaft zum Neuaushandeln von Strategien, zum Umwandeln von Bestehenden aus dem, was da ist und so eine Annäherung an unsere Vision zu ermöglichen: musizieren für alle, die musizieren wollen und das ein Leben lang.

Wie wichtig ist Musik überhaupt im Leben einer sich in allen Lebensaltern rasant wandelnden Gesellschaft?

Auf die Frage: macht Musik die Welt schöner? antworteten mir Musikerinnen mit Down Syndrom zum Beispiel: ja, schon, weil ich mit meiner Band als Schlagzeuger auftrete, meine CD Aufnahme im Studio der Musikuni mache, im Konzerthaus und im Stefansdom Gitarre spiele. Für ihn gibt Musik die Möglichkeit dort mit seinem musikalischen Können sich zu verwirklichen, wo das alle anderen auch können. Oder: die Musik brauche ich zum Tanzen und Singen, weil man damit den Rhythmus kriegt. Sie spricht die Wirkung der Musik für ihr inneres Erleben an. Beide Menschen haben die Freude und das Glück Musik in inklusiven Settings zu machen.

Ich lade Sie herzlich zu den Angeboten unserer Tagung ein mit dem Wunsch Bernhard Königs, dass wir Mosaiksteinchen werden, die sich zu einem neuen, echt inklusiven Musikgeschehen für alle Lebensalter und alle Unterschiede zwischen Menschen zusammenfügen.

Zum Schluss noch ein kleines Spiel um ein Gefühl für Wandel zu wecken.

Blatt

(Teilnehmerinnen erhalten ein weißes Papierblatt, auf dessen Rückseite ein goldgelbes Blatt eines Baumes gemalt ist)

Ein Blatt ist ein Blatt
weiß, lautlos und glatt.
Und es gibt den Raum
um Gedanken über den Baum
aufzuschreiben,
wenn er dir sachte und still
ein herbstsonniges Blatt schenken will. (Blatt umdehen)

Es fällt dann ganz leis
wirbelt im Kreis
raschelt im Wind –
dann Regentropfen
hört man aufs Blatt drauf klopfen.
Tropfen und Blatt
spielen laut, werden leise
HmMMM – wie viele Seiten es hat
das Wort Blatt.

Helga Neira Zugasty, Oktober 2024

